Unterhaltung und Wissen

Segovia

Brief aus Spanien

(Nachdruck verboten.)

Am Ende jener famosen Hochebene, von der ich in meinem Briefe über Burgos sagte, daß sie in ihren hügeligen Verhältnissen heldenhaft sei, liegt Segovia. Es liegt weniger, als es steigt und sich aufbaut, und zwar schon bergig auf einer Höhe von 1000 Meter über dem Meeresspiegel vor dem Aufstieg eines der höchsten spanischen Gebirge, der Sierra Guadarrama. Als riesige Pyramiden- und Kegelschatten, die je nach Licht und Stunde alle Tonfärbungen des Blau, des Lila, des Violett, des Grau, des Schwarz weich und entzückend oder geisterhaft kühl nah und fern zeigen, ragen sie theaterhaft kulissig vor den Toren der alten iberischen Stadt. Vom iberisch-baskischen trägt sie nur den Namen, denn die kastilischen Eroberer haben sie geprägt. Aber wie! So typisch kastilisch-spanisch, und so vollkommen aus der Landschaft herauswachsend, daß ich an unser liebes, erzählerisch köstliches Rothenburg o. d. Tauber denken mußte. Ein heimweh-süßes Erinnerungsintermezzo für einige Minuten war es. Um so stärker fangen dann die Steine dieser Stadt. Ohne Umschweife: Segovia ist die bisher am reinsten und stärksten spanisch geformte Stadt, die ich bisher in Spanien gesehen habe.

Bädecker berichtet, geführt von der Hand der Kunsthistoriker, nicht sehr viel davon. Selbstverständlich weist er hin auf die Einzigkeit der auf dem höchsten Punkt des Hügels gelegenen Kathedrale, ebenso auf diese und jene, ja sogar auf jede romantisch-gotische Pfarr- und Klosterkirche, auf romanische Haustüren, auf alte Adelspaläste, auf maurisch gestaltete oder geschmückte Häuser, auf die erneuerte kastilische Burg, auf die malerischen Tore, auf die alten Stadtmauern, die terrassenhaft auf und ab sich krümmen und buckeln, auf die alte römische Wasserleitung, die von einem 16 Kilometer entfernt fließenden Bache gespeist wird, von den Römern zur Zeit des Kaisers August gebaut und bis vor einigen Jahren noch gebraucht wurde. Zweifellos ist gerade dieser römische Bau eines jener wenigen Ingenieurwerke der Welt, deren praktische Ausführung zugleich künstlerisch war und eines durch das andere. Das alte menschliche Werk paßt sich dem steigenden und fallenden Boden an; es vergewaltigt ihn nicht, wie fast alle modernen technischen Werke. Ueber das Tal hinweg wird die Wasserleitung brückenhaft getragen, und zwar von 119 Bogen durch eine Länge von 818 Meter, davon sind 276 Meter zweistöckig gebaut. Je nach der Bodenschwellung erheben sich die Pfeiler 7 bis 28½ Meter hoch. Ohne Mörtel und ohne Klammern (was man sich überlegen möge) ist der ganze Bau nur mit Granitquadern des nahen Guadarramagebirges errichtet. Man vergißt nicht den gewaltigen Eindruck des Werkes, das trotz aller Kriegs- und anderer Stürme durch nur eine einmalige Erneuerung der im Maurischen Krieg absichtlich zerstörten Teile Jahrhunderte lang stark und praktisch und schön überdauerte.

Von der Stadt ging in all der Zeit mal dieser, mal jener Teil zugrunde, baute sich auf längs und quer der Bogen dieser Wasserleitung und alles paßte stets zusammen. Und gerade davon, ich meine von diesem Zueinanderpassen, erzählt kein Kunsthistoriker etwas, und also auch Bädeker nicht. Und doch ist dies die ursprünglichste, die unmittelbarste, die klarste und stärkste Weise, nationale Kunst zu gestalten. Nur durch das Maß und die Art der Anwendung, der Stellung, unterscheidet sich eine griechische, korinthische Säule von einer französischen. Von ihr gehört alle Erfindung der korinthischen Form den alten Griechen. Und doch schuf sie jener Franzose gänzlich neu, der sie zum ersten Male auf französische Weise gebraucht und sie so gewissermaßen durch französisches Blut wie zum Schaft der neuen Blume einer alten Gattung verlebendigte. Nun, Aehnliches leisteten die spanischen Baumeister mit den Baustilen und Bauformen ihrer Nachbarländer: der Franzosen, der Italiener, ja der Deutschen und der Engländer. Die Art aber, wie sie diese „Fremdheiten" akklimatisierten, bezeichnet das Maß, wie sie eine Tür, ein Fenster, Pfeiler und Säulen, Kapellen und Kirchenschiffe, Haus an Haus, Straße an Straße, Städte an Bergen und an den Horizonten des Himmels abstimmten. Meiner Ansicht nach ist es falsch, zu sagen (wie viele Kunsthistoriker es tun), Spanien sei arm an architektonisch künstlerischer Kraft. Es ist falsch, denn fast jedes Dorf, das fast immer nur von den Bewohnern ohne „Architekt" errichtet wurde, beweist das Gegenteil. Wahr bleibt nur, daß Spanien zu allen Zeiten arm an jenem künstlerischen Geiste war, der ganz neue Formen und Zierrate erfindet. Sein Schöpfergeist war groß, doch sein Erfindergeist schwach, so möchte ich sagen. Der klarste Beweis davon ist mir Segovia. Zwei bis drei ganz moderne Häuser (wahrscheinlich von „gebildeten" Madrider Geschäftsarchitekten herrührend) schreien und schrillen. Alles andere ist sowohl räumlich plastisch den Linien und der Ordnung nach, wie malerisch dem Tanz der Farbenflecken nach, eine erhabene, wohl proportionierte Hymne auf spanische Arbeit und Sitte, Leidenschaft und Frommheit, Stolz und Opfergröße.

Die gotische Kathedrale spricht davon am deutlichsten. Sie ist dreischiffig, 105 Meter lang und 48 Meter breit. Das Mittelschiff ist 13,4 Meter breit, die Seitenschiffe mit den Kapellen zwischen den nach innen gezogenen Strebepfeilern je 9,8 Meter. Das Querschiff überragt die 67 Meter hohe Vierungskuppel. Der Glockenturm mit Kuppeldach ist 105 Meter hoch. Das Gebäude des Herrn ist fast schmucklos, d. h. es sind fast keine Figuren daran, keine Reliefs, keine Wandteppiche, sehr wenige Gemälde. Alles ist Raumwirkung und organisches Verhältnis. Auch der viereckige Turm ist arm an Zierarten, ohne durchbrochene Spitzenarbeit, ohne irgend welches blumige Getändel, großartig, eine Predigt in Stein über die Sammlung aller Kraft, über die Macht der Keuschheit, die Unbezwingbarkeit des Gehorsams und die Ewigkeit des Geistes, der in seiner Glockenstimme weit über die Lande jubelnd tönt. Das Maß, wie die herrlich geschmiedeten Gitter zwischen den schwindelig hohen Pfeilern stehen, ist eine zugleich pomphaft strenge und lächelnd höfliche, sittliche Haltung. In diese Halle kommen von den oberen ganz hoch gelegenen bunten gotischen Fenstern Lichtblumen in unnennbaren, märchenhaft himmlischen Farben geflogen. Man geht und geht, und das Schreiten wird zur Andacht. In demselben strengen und hoheitsvollen, unerbittlich beherrschten und lächelnd triumphierenden Maße ist unbewußt in allen Abwandlungen die ganze Stadt gebaut. Sie paßt sich so durch seine treppig und serpentinenhaft gewundenen Straßen dem vielköpfigen Hügelschrund, dem fruchtbaren Gelände und dem herrscherhaft hohen, unbarmherzig glühenden und leuchtenden Himmel an.

Durch dies großartige Maß erscheinen selbst die vielen Kirchen- und Hausruinen, die sich auch hier finden, in einem gewissen nötigen Stadium des Erdendaseins. Ihr Tod wirkt nicht entsetzlich öde und hoffnungslos, wie so oft in Spanien, sondern notwendig als jener negative Pol des Lebens, wovon die Geburt der positive Pol ist. So sehr spürt man das Ewige im Maße dieser Stadt.

In Burgos umsäumte lauernd der Tod das Leben. In Zaragoza tauchte er in jeder Mauerritze, in jedem Schatten als eine Kraft, die anreizt, das Leben um so würdiger zu bestehen, je näher man die kalte Hand des Sensenmännchens fühlt.

An einem Sonntagmorgen öffnete mir Segovia sein Geheimnis. Die blaue Kühle des Herbstes durchglühte die heiße gelbe Mittagssonne. Unter dem Bogen der Wasserleitung klang lustig das bunte Leben des Marktes und man sah die Getreide- und Viehbauern der Umgegend um Töpferelen, Tuchwaren, Maschinen und dergleichen handeln. Etwas höher arbeiteten Maurer und dergleichen handeln. Etwas höher arbeiteten Maurer an einem der schrecklichen, frechen und maßlosen Neubauten. Glocken läuteten zur Messe. Ein Kindermädchen tanzte mit seinen anmutigen sechs bis achtjährigen Schützlingen fröhlich nach den frommen Klängen. Alle nicht verfallenen Kirchen waren besucht, und dennoch arbeiteten die Menschen wie an Werktagen. Nur die Geschäfte und großen Werkstätten blieben geschlossen. Auch die wunderschöne romanische Kirche, worin der Nachkomme des Malers Zuloaga eine keramische Kunstanstalt errichtet hat, ruhte. Aber sie wurde als eine der vielen, vielen spanischen Kirchenruinen wieder dem Leben dienstbar gemacht. Nirgendwo bemerkte ich das bisher. Und das paßt auch zu Segovia.

Winternacht

Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt,
Still und blendend lag der weiße Schnee,
Nicht ein Wölklein hing am Sternenzelt,
Keine Welle schlug im starren See.

Aus der Tiefe stieg der Seebaum auf,
Bis sein Wipfel in dem Eis gefror.
An den Aesten klomm die Nix herauf,
Schaute durch das grüne Eis empor.

Auf dem dünnen Glase stand ich da,
Das die schwarze Tiefe von mir schied;
Dicht ich unter meinen Füßen sah
Ihre weiße Schönheit Glied um Glied.

Mit ersticktem Jammer tastet sie
An der harten Decke her und hin,
Ich vergeß das dunkle Antlitz nie,
Immer, immer liegt es mir im Sinn.

Gottfried Keller.

Der Weg auf den Mount Everest

Im Jahre 1926 soll der höchste Gipfel der Erde, der Mount Everest, endgültig bezwungen werden — so hat das Mount-Everest-Komitee beschlossen. Ob es gelingt? Das wird der Ausgang lehren. Leicht wird jedenfalls die Eroberung dieses Gipfels nicht sein, das hat eine bittere Erfahrung von vier Jahrzehnten gezeigt. In den letzten vier Jahren erschien es fast, als wenn es den Menschen gelingen sollte, der Tschomolungma, der Göttermutter der Berge, ihr letztes Geheimnis zu entreißen. Sorgfältig hat man sich auf das schwierige Unternehmen vorbereitet. Man hat Luft in einer großen Luftglocke in einem Maße verdünnt, die den Verhältnissen auf dem Mount Everest mit seinen 8840 Metern Höhe ungefähr entsprechen würde. Es ergab sich, daß Menschen in einer so stark verdünnten Luft tatsächlich leben, sich bewegen und Gewichte tragen können. Unberücksichtigt aber blieben doch die ungeheueren Anstrengungen, die ein Bergsteiger beim Erklimmen solch gewaltiger Höhen zu überwinden hat. Anstrengungen derentwegen schon mancher unweit des Zieles hatte umkehren müssen, wenn er nicht elend zugrunde gehen wollte. Aber es reizte die gewaltige Aufgabe, es reizte der Ruhm, den höchsten Gipfel der Welt erstiegen, den weitesten Horizont der Erde überschaut zu haben.

So gingen denn englische Bergsteiger 1921 ans Werk. Neun Engländer, vierzig Tibetaner und hundert Lastiere begannen den Aufstieg, um in einer Vorexpedition die beste Aufstiegmöglichkeit zum eigentlichen Gipfel zu erkunden. Ein Tal, in dem in 500 Meter Höhe ein Kloster eingeborener Mönche liegt, schien auf der Ostseite am besten den Aufstieg zu ermöglichen. Aber schon jetzt zeigte der Berg, welche Gefahren seinen Ersteigern drohten; schon in 4800 Meter Höhe erlag ein Europäer der Bergkrankheit.

Am 8. Mai 1922 kam die zweite Expedition unter dem General Bruce in einem Anlauf bis zu 6400 Meter. Ohne Sauerstoffapparat kamen dann einige Mitglieder bis zur Höhe von 8169 Meter. Hier aber mußten die drei Pioniere umkehren, da ein Witterungsumschlag ihr Leben bedrohte. Ein zweiter Vorstoß mit Apparaten führte bis 8326 Meter und mußte kurz vor dem Ziele wegen völliger Erschöpfung aufgegeben werden. Nach einem durch Lawinen vereitelten dritten Versuche, der sieben Menschen das Leben kostete, wurde das Unternehmen abgebrochen.

Die Versuche derselben Expedition aus dem Jahre 1924 führten dem Ziele noch näher, aber die Anstrengungen waren entsetzlich. Acht bis zehn Atemzüge waren für einen Schritt nötig; nach höchstens zwanzig Schritten mußte jedesmal eine lange Pause gemacht werden, der Puls hämmerte 180 Schläge in der Minute. Trotz herrlichsten Wetters mußten die Bergsteiger fast am Gipfel wieder umkehren. Am 6. Juni versuchten zwei Teilnehmer — Mallory und Irvine — einen letzten Ansturm. Man sah sie noch in 28 000 Fuß Höhe, dann waren sie verschollen. Da gutes Wetter herrschte, nahm man an, daß sie das Opfer eines gewöhnlichen alpinen Unfalls geworden sind. Nachforschungen waren in dieser Höhe und wegen der umschlagenden Witterung erfolglos.

Nun will General Bruce noch einen Versuch wagen; ob er Glück haben wird, kann man nicht wissen — Göttermütter sind launenhaft. Aber nachlassen werden die zähen Engländer so leicht nicht! Die Eroberung des Mount Everest ist für sie bereits zu einer nationalen Sache geworden. Noch vor kurzem haben sie ein schweizerisches Angebot, einige erstklassige Bergführer zur Verfügung zu stellen, mit der Begründung abgelehnt, daß die Erstbesteigung des Mount Everest „eine durchaus englische Angelegenheit" sei. Vorher berechnen läßt sich bei einem solchen Unternehmen nur wenig, das Klima in solchen Höhen ist sehr unsicher. Sven Hedin hat in seinen Tibetbüchern darüber ja mancherlei zu berichten. Jederzeit können plötzliche Nebel und Schneestürme die kühnen Bergsteiger vernichten. So ragt vielleicht der Gipfel des Mount Everest noch lange einsam und unentweiht von den rastlosen Füßen neugieriger Menschen bis an die Grenzen des unendlichen Weltenraumes, vielleicht aber auch muß es sich die Göttermutter der Berge schon bald gefallen lassen, daß ihr die freudebebende Hand ihres Eroberers den stolz in den endlosen Raum wehenden Union-Jak auf die höchste Spitze ihrer Eiskappe steckt.

Heinz Manthe (Bayyard).

Gewinn

Von Fritz Müller.

Ich hatte auf der Post zu tun. Neben mir schrieb eine Dienstmagdshand — man kennt die Hände an den Fingern — eine Postanweisung.

Ich bin nicht neugierig. Aber manches sieht man, ohne daß man will. Betrag: Fünfzehn Franken. Empfänger: Eine Witfrau. Bestimmungsland: Deutschland.

„Ihre Mutter", dachte ich. Dann ging ich. Unter der Tür hörte ich mit halbem Ohr zurück. Eine aufgeregte Frauenstimme: „Ich hatte sie doch bei mir, die fünfzehn Franken . . . muß sie unterwegs verloren haben . . . o Gott, und meine Mutter wartet drauf."

Der Beamte nickte leise. Solche Fälle gab es oft. Das Formular fiel in den Papierkorb. Ich schwankte an der Tür. Sollte ich —

„Schönes Wetter heute", sagte eine Stimme. Es war mein Freund. Wir schüttelten uns die Hände. Wir sprachen dies und sprachen das. Wir gingen die Bahnhofstraße hinunter.

Vor uns ging ein junger Mann. Er ging schief und stolz. „Merkwürdig", sagte ich, „schief und stolz!"

„Gar nicht merkwürdig", sagte mein Freund, „du hast deine Lehrzeit wohl vergessen?"

Da erst sah ich, daß auf der höheren Jungenschulter ein Sack lag, in der Mitte dünn, vorn und hinten schwer sich straffend. Runde Stücke zeichneten sich ab. Es mußte Geld sein.

„Fünffrankenstücke, schätze ich", sagte mein Freund, „wohl sein erster Geldtransport: auf der einen Achsel Stolz, das Pflichtgefühl drückt auf die andre. Sie sind noch ziemlich im Gleichgewicht: beneidenswerte Jugend!"

Man soll niemand um sein Gleichgewicht beneiden. Es wird dadurch gestört. Auf der Lehrlingsschulter löste sich die Schnur wumm, pflatschte es auf den Boden, hart auf hart, mit einem Schicksalsklang. Silberblitzend in der Morgensonne rollte es nach allen Seiten.

Magnetisch zieht ein Unfall Menschen an. Geld noch mehr. Beides zusammen ist unwiderstehlich. Eben war die Straßenecke noch fast leer von Menschen. Jetzt wimmelte es. Von der andern Seite kamen sie herüber. Aus Nebengassen quollen sie. Hälse reckten sich aus Fenstern. Läden gingen auf. Droschken hielten. Trambahnen konnten nicht mehr weiter. Hunde interessierten sich. Radler hemmten die Pedale. Hinter der Gardine in der Konditorei blieb ein verstohlener Kuß gar ungeküßt. Schwalben senkten ihren Flug. Und was noch niemals vorgekommen war: Der lesende Spekulant hinter der Kaffeehausscheibe sah vorzeitig aus seinem Kurszettel auf. Kurz, die Welt ging aus den Angeln. Und das alles eines kleinen Lehrlings wegen?

Dieser Lehrling stand erstarrt. Seine Schultern waren wieder wagrecht. Schief wurde jetzt sein Schicksal, federleicht sein Stolz, übers nächste Hausdach flutschte dieser Stolz ins Blaue: Mit Lehrlingen, die auf ihrem ersten Geldgang sechshundert silberne Fünffrankenstücke auf das Pflaster warfen, hat der Stolz doch lieber nichts zu tun.

Indessen rollte es und rollte. Durchaus nicht schnell. Die silbernen Fünfer ließen sich Zeit. Es ist wahr, einige legten sich sofort aufs breite Faulbett. Andere schwankten, hatten sich schon umgelegt, besannen sich anders, richteten sich wieder auf, drehten sich im Kreise, suchend, wie Hunde, die sich über ihre Schlaflage nicht schlüssig werden können, und torkelten träge wieder weiter: vielleicht war's auf der anderen Seite der Straße doch bequemer?

Es war unheimlich, wieviel Zeit sich diese Fünfer nahmen. Oder kam's uns nur so vor? Wir haben eine andere Zeit, als sie Fünffrankenstücke haben. Was geht diese unser Zeitmaß an? Ueber ihre Zeit verfügen sie. Wenn's auch manchmal aussah, als schrieben wir es ihnen vor, wann sie in Geldkassetten einzuwandern hätten und wann wieder heraus in unsere Hosentasche. Denn es ist sehr die Frage, ob ein Fünffrankenstück nicht unsren Händen selber vorschreibt, wann es Zeit ist, es zu greifen.

Indessen rollte und rollte es noch immer. Sechshundert Fünffrankenstücke haben selbstverständlich nicht den gleichen Willen. Es gibt serlöse, die sich zielbewußt auf geradem Wege an den vorbestimmten Platz verfügen. Es gibt auch Frankenvagabunden, welche einmal unterwegs, sich nicht genugtun können, hin und her zu streunen. Zum Entsetzen derer, die es ansehen müssen.

Oder ist es nicht entsetzlich, wenn sich eine Handvoll dieser Streuner das Kanalgitter im Rinnstein zum Ziel genommen haben? Wenn sie schnurstracks daraufloomarschieren, aber knapp davor von einem unsichtbaren Hauptmann den Befehl bekommen: „Schwärmen!" Worauf sie sich nach links und rechts zerstreuen, dann wieder eine scharfe Schwenkung nach dem dunklen Gitter machen, zickzacklaufen, dazu höhnisch aufwärts blinzeln: „Wir wissen wohl, daß eure Ungewißheit bibbert: Fallen diese Luders jetzt hinein? . . oder nicht . . . oder ja . . oder . . oder . . ?"

Sie fielen nicht hinein. Sie lagerten sich friedlich-schiedlich um den Rand des Gitters. Sie hatten einen Blick aus armen Lehrlingsaugen aufgefangen, einen Blick, der selbst harte Fränkenstücke bestimmen kann, eine vorgenommene Reise zum Kanal zu unterbrechen.

Schade, daß man alles das nicht eiliger beschreiben kann. Denn ich weiß natürlich, daß die Leser ungeduldig werden. Oder könnte ich doch schneller? Und hielte es nur, querköpfig, mit ich bin, mit den eigenwilligen Fünffrankenstücken: „Eure Zeit ist nicht die meine."

Ich sehe, eure Augenbraunen runzeln sich noch höher. Gemach, gemach, ich habe Zeit.

Ihr nicht? Um so schlimmer für euch. Wie, ihr wollt nicht länger warten? Ihr droht mir, fortzulaufen? Schade, schade, von dreitausend blanken Franken mir nichts, dir nichts wegzulaufen. Franken, die ein Schicksal zu haben scheinen, ein gar nicht alltägliches Schicksal.

Wie, ihr hättet Zeit, doch weiter zuzuhören? Ihr greift von neuem schnell nach der Geschichte? Fast so schnell, wie die angesammelten Menschen nach den umherliegenden Fünffrankenstücken griffen?

Der Polizist dort drüben hatte einen Augenblick die Regung, „Halt!" zu rufen, „halt, niemand rührt das Geld an!"

Aber er sagte nichts. Er sah nur ruhig zu, wie die Leute sammelten und sammelten. Wie der todblasse Lehrling regungslos dastand. Wie er mit den dünnen Lehrlingsfingern jetzt den leeren Geldsack auseinanderspreizte. Wie die Ausreißer wieder in den Geldsack wanderten kling, kling, folgsam, Stück um Stück.

„Zählen!" rief da jemand schrill.

Ich sah ihn an. Er kam aus Deutschland. Und wir schrieben neunzehnhundertdreiundzwanzig.

„Zählen!" wiederholte er. Niemand achtete darauf. Kling, kling, Stück um Stück.

Immer wieder neue Leute kamen, blieben stehen, gingen . . . kling, kling, Stück um Stück.

Kling! war das das letzte Stück? Das letzte jedenfalls. Ob aber das sechshundertste?

„Und wenn nun eins in den Rinnstein gefallen ist?" fragte jemand.

„Rinnstein . . . gefallen . . . eines", hörte einer, der vorüberging, erhaschte das noch immer totenstarre Angesicht des Lehrlings, fuhr blitzschnell in die Tasche, bückte sich und warf und sagte gleichgültig: „Da."

SLUB
Wir führen Wissen.